

Katholischer Sakralbau im Bistum Dresden-Meißen 1945-1989
 aus: Schädler 2013 (wie Anm. 7), S. 288 (mit freundlicher Genehmigung des Verlags Schnell & Steiner)

Kunst im heiligen Dienst

Kirchenbau im Bistum Dresden-Meißen von 1945 bis zum Ende der 1990er Jahre

Günter Donath

Der Titel des Aufsatzes bezieht sich auf das von Eberhard Hempel und Elfriede Kiel herausgegebene Werkheft: Kunst im Heiligen Dienst. Liturgischer Kirchenbau nach dem Konzil, Leipzig 1964.

Ich danke ausdrücklich meinen Kollegen Wolfgang Lukasek, Erfurt, für fachliche Zuarbeiten und Herrn Ordinariatsrat i. R. Johannes Hübner, Dresden, für die statistischen Angaben. Herrn Ordinariatsrat i. R. Christoph Pötzsch, Dresden, gebührt Dank für die kritische Durchsicht des Textes aus der Sicht des Kirchenjuristen.

Auf einer Anhöhe östlich der Stadt Wilsdruff bei Dresden steht eine romanische, dem heiligen Jakobus geweihte Kirche. Der um 1150 errichtete Saalbau kann auf eine wechselvolle Geschichte zurückblicken: Zunächst von den Kolonistoren des Gebietes zwischen Wilsdruff und Meißen für Gottesdienste genutzt, wurde sie nach der Einführung der Reformation 1539 die Begräbniskirche der Familie von Schönberg; das Gebäude blieb im kirchlichen Besitz. Da man für die Kirche keine Nutzungsmöglichkeit fand, geriet sie immer mehr in Vergessenheit und verfiel zusehend. 1951 insitierte das damalige Landesamt für Volkskunde und Denkmalpflege beim Wilsdruffer Kirchenvorstand, doch endlich alle erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen, um den wertvollen Bau zu erhalten. Nur halbherzig reparierte man daraufhin die Dächer;

sonst geschah nichts weiter Nennenswertes. Nach einem schweren Sturmschaden im Jahre 1976 erwog der Baureferent im Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamt schließlich, den Dachreiter der nicht benötigten Kirche abzureißen und mit dem Bauschutt das Kirchenschiff zu verfüllen. Nur durch das beherzte Vorgehen einiger Bürger – misstrauisch belauert durch die Staatssicherheit – konnte die Kirche gerettet werden. Soweit hätte es aber gar nicht erst kommen müssen, denn bereits 1951 war das Bischöfliche Ordinariat in Bautzen an den Kirchenvorstand der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Wilsdruff mit dem Anliegen herangetreten, die baufällige Jakobikirche zu erwerben und als künftige katholische Gottesdienststätte herzurichten. 4,3 Millionen Deutsche waren durch Flucht und Vertreibung aus West- und Ostpreußen, Pom-

mern, Schlesien, dem Sudetenland oder dem Banat in das Gebiet der späteren DDR gekommen. Unter den Heimatvertriebenen waren auch 725.000 Katholiken, die es nach Sachsen verschlagen hatte. Durch die zahlreichen, nach Wilsdruff und die nähere Umgebung Gekommenen entstand hier eine zuerst kleine, später immerhin auf bis zu 1.600 Gemeindemitglieder angewachsene katholische Diaspora-Gemeinde, die recht bald einen Raum für ihre Gottesdienste benötigte. Denn ihr war auf staatliche Anordnung hin die seit Ende des 19. Jahrhunderts bestehende Nutzungsmöglichkeit der örtlichen Schlosskapelle ab sofort untersagt worden.¹ Doch der Kirchenvorstand der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde lehnte das Anliegen strikt ab. Im März 1952 kam es sogar zu Verhandlungen in der Kanzlei des Ministerpräsidenten des Landes Sachsen, an den sich wegen der starren und ablehnenden Haltung des Kirchenvorstandes auch der an einer Problemlösung interessierte Rat der Stadt Wilsdruff mit der Bitte um Vermittlung gewandt hatte. Die Gespräche scheiterten. Der damalige Ortspfarrer machte „vor allem orthodoxe Gründe“ geltend, die eine Abgabe der Kirche an die Katholiken verböten. „Wir müssen alles Erdenkliche tun, um dieses Kleinod der Baukunst dem Zugriff Roms zu entziehen!“² So hin und her geworfen zwischen staatlicher Willkür, ideologischen Vorbehalten und konfessioneller Ablehnung konnte sich die Gemeinde trotz der wirtschaftlichen Probleme jener Zeit hinweg behaupten: Vier Jahre später, im September 1956, wurde durch das Bistum ein dem hl. Pius X. geweihter turmloser Kirchenneubau³ auf dem Areal des 1945 enteigneten Rittergutes in unmittelbarer Nachbarschaft zur evangelischen Nikolaikirche errichtet. Das Erlangen der notwendigen Baugenehmigung in den Verhandlungen mit dem Staat war sicher nicht zuletzt der Würde und Unbeugsamkeit im Auftreten von Pfarrer Hermann Joseph Scheipers (1913–2016), einem Überlebenden des KZ Dachau, zu verdanken. Dieser „Kirchenkampf“ ist zwar aus heutiger Sicht kaum noch vorstellbar, stellte bei weitem aber keinen Einzelfall dar, so auch geschehen in Dippoldiswalde oder beim notwendigen Wiederaufbau kriegszerstörter Kirchen in den Großstädten wie Leipzig und Chemnitz. Ganz treffend sind damit die Probleme des schweren Anfangs bei der Etablierung katholischer Strukturen im lutherischen Sachsen nach 1945 umrissen. Zur Ehrenrettung sei aber gesagt, dass es auch andere Beispiele gab, in denen die „Evangelischen“ ihren katholischen Brüdern und Schwestern in gutem Miteinander nach zeitlicher Absprache ihre Kirchen oder Gemeinderäume in den Pfarrhäusern zur Verfügung stellten. „Noch 1968“ – so führte der Bischof von Meißen, Dr. Otto Spülbeck (1904–1970), in einem Dankeswort aus – „waren die katholischen Christen in mehr als 600 Gotteshäusern der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche regelmäßig zu Gast.“⁴ Die große Zahl erstaunt. Es sei aber daran erinnert, dass die Zahl der Katholiken 1949 in der DDR immerhin 2,8 Millionen betrug, das waren 14



Prozent der Bevölkerung; 1945 gehörten nur ca. 6 Prozent der Bevölkerung keiner Kirche an.⁵ Die nüchternen Zahlen zeigen, wie groß der Druck war, Kirchenräume für die schlagartig angewachsenen oder neu entstandenen Gemeinden zu schaffen, denn anders als die evangelische Kirche konnten die Katholiken nur in äußerst geringem Maße auf bestehende Bauten zurückgreifen. Dieses „Raum schaffen wollen“ war überhaupt der Beginn des katholischen Kirchenbaus auf dem Gebiet der ehemaligen DDR⁶ – ein Thema, das in der bisherigen Literatur zum Kirchenbau kaum behandelt wurde.⁷

1945 bis 1949: Armut und Improvisation

Das erste Nachkriegs-Jahrfünft in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) war zeitlich eingebettet in die politischen Weichenstellungen für die künftige Entwicklung, nämlich die Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur SED und Gründung der DDR. Die SED wurde als Staatspartei institutionalisiert, die anderen Parteien als Blockparteien im Demokratischen Block gleichgeschaltet. Das Land war total zerrüttet und die Menschen mit grundlegenden Problemen konfrontiert. Es fehlte buchstäblich an allem, Nahrungs- und Wohnungsbeschaffung standen im Vordergrund und der Verlust von Angehörigen oder materiellem Besitz musste erst einmal verkraftet werden. Von den seit dem 19. Jahrhundert dem katholischen Kultus zur Verfügung stehenden Kirchen in den Großstädten Chemnitz, Dresden und Leipzig oder den in der Amtszeit des Bischofs Christian Schreiber (1872–1933)⁸ errichteten 24 neuen Gottesdienststätten war der größte Teil kriegszerstört oder stand durch willkürliche Enteignungen nicht mehr zur Verfügung. Der Erwerb von Grundstücken und Immobilien durch Kirchgemeinden war in der SBZ und DDR ideologisch zu keiner Zeit gewünscht und bis auf wenige, aus politischen Erwägungen heraus getroffene Ausnahmen auch ausdrücklich nicht gestattet. Generell gab es das sozialistische

Wilsdruff, röm.-kath. Kirche St. Pius X., Ansicht vom Kirchplatz, 2020
Foto: Günter Donath

- 1 Vgl. Matthias Donath: Rotgrüne Löwen. Die Familie von Schönberg in Sachsen. 2. Auflage Meißen 2015, S. 510.
- 2 Ausführlich in Günter Donath: Die St. Jakobikirche in Wilsdruff. Geschichte – Baukonstruktion – Nutzung, Wilsdruff 2007.
- 3 Nach Plänen von Architekt Andreas Marquardt, Leipzig; Bauausführung Fa. Hartmann, Wilsdruff.
- 4 Otto Spülbeck, zitiert in: Elfriede Kiel: Kirchbau heute. Dokumentation, Leipzig 1969, S. 12.
- 5 Zahlen aus: Die DDR. Handbuch des Bundesministeriums für Innerdeutsche Beziehungen, Bonn 1979.
- 6 Wolfgang Lukassek: Katholischer Kirchenbau in Ostdeutschland 1945 bis 1992, in: Das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 49 (1996), Heft 3, S. 186–193.
- 7 Bisher dazu nur Lukassek 1996 (wie. Anm. 6) sowie grundlegend Verena Schädler: Katholischer Sakralbau in der SBZ und der DDR, Regensburg 2013. Die Zeit ab 1990 wird behandelt bei Dirk Klingner: Kirchenbauten im Bistum Dresden-Meißen seit 1990, in: Kirchliche Kunst in Sachsen. Festgabe für Hartmut Mai, Beucha 2002, S. 286–303.



Gera-Langenberg, als St.-Jakobus-Kapelle umgenutzte Arbeitsdienst-Baracke, 1985
Foto: Karl Mock, Gera

- 8 Christian Schreiber war von 1921 bis 1929 erster Bischof des wiedererrichteten katholischen Bistums Meißen (später Dresden-Meißen) und danach bis zu seinem Tod erster Oberhirte des 1930 errichteten Bistums Berlin.
- 9 Michael Grüning: Der Wachsmann-Report. Auskünfte eines Architekten, Berlin 1989. S. 215 ff.
- 10 Armin Boyens: Das Staatssekretariat für Kirchenfragen, in: Clemens Vollnhals (Hrsg.): Die Kirchenpolitik von SED und Staatssicherheit. Eine Zwischenbilanz, Berlin 1997, S.120-138.

Grundeigentum, das Volkseigentum, welches sich aus ehemaligem Reichs- oder Kommunalbesitz, vor allem aber aus Enteignungen rekrutierte, und das private Eigentum natürlicher oder juristischer Personen. Es war grundsätzlich verboten, Volkseigentum in privaten Besitz umzuwandeln. Außer Anmietung, Tausch und Überlassung gab es kaum noch legale Möglichkeiten für die Kirche, an ein Baugrundstück zu gelangen. Klugerweise hatten die wenigen bereits bestehenden katholischen Gemeinden vor dem Krieg Grundstücke erworben und diese, da unter den Bedingungen der NS-Zeit an einen Kirchenbau nicht zu denken war, an Kleingärtner oder andere Interessenten verpachtet. Mit anderen Worten: die Ausgangssituation für den Neu- oder Wiederaufbau von Kirchen war denkbar schlecht – aber auch nicht aussichtslos, wenn man zu improvisieren verstand. Man behalf sich zunächst mit dem Umbau nicht benötigter



Roßwein, röm.-kath. Heilig-Kreuz-Kirche, Blick in den Innenraum der „Barackenkirche“ aus Holzfertigteilen, 1960
SLUB, Deutsche Fotothek,
Foto: Günther Hanisch

profaner Räume (Gasthaussaal in Johann-Georgenstadt) oder bediente sich Behelfsbauten, z. B. der leerstehenden Baracken des Reichsarbeitsdienstes oder der Wehrmacht (z. B. in Gera-Langenberg, Oppach, Berggießhübel, Schleiz und Wiederitzsch).

Durch diese Notlösungen, keineswegs städtebaulich präsent und durch den Materialmangel der Zeit geprägt, ist der Begriff der „Notkirchen“ für die Bauten dieser Zeit zutreffend. In Anlehnung an die Baracken, deren Holzwände teilweise bald nach und nach durch Mauerwerkskonstruktionen ersetzt wurden, entwickelte sich der Bautyp der barackenähnlichen „Behelfskirchen“. Das waren Montagebauten aus Holz mit addierbaren Wandelementen und segmentbogenförmigen Dreieckenrahmen über einfachsten Grundrissen. Konrad Wachsmann (1901–1980) hat in den 1920er Jahren als Chefarchitekt bei der Zimmerei Christoph & Unmack, Niesky, dieses modulare System entwickelt.⁹ Sie ähnelten den vom Architekten Otto Bartning (1883–1953) entworfenen Typus der Notkirchen, die vor allem im evangelischen Kirchenbau ihren Einsatz fanden; z. B. beim Wiederaufbau der kriegszerstörten Friedenskirche in Dresden-Löbtau.

Wirkliche, in traditionellem Mauerwerksbau ausgeführte Neubauten waren nur in einzelnen Ausnahmesituationen möglich (z. B. Kirche St. Pius X. in Wilsdruff oder St. Franziskus Xaverius in Eilenburg).

1950 bis 1969: Vom Behelfs- zum „richtigen“ Kirchenbau

Mit der Machtübernahme Ulbrichts in der Staatsführung der DDR begann 1952 der sozialistische Aufbau. Zunächst schaltete er die Opposition in den eigenen Reihen aus und schaffte die Länderstrukturen ab. Die ersten LPGs wurden gegründet, die Zwangskollektivierung begann. Am 17. Juni 1953 kam es zum Volksaufstand. 1954 nahm mit so genannten „Reformen im Schulwesen“ die Ideologisierung der Schule ihren Fortgang; auch die Jugendweihe wurde wieder eingeführt. Der antikirchliche Druck von Partei und Regierung wurde stärker; es kam immer mehr zur Behinderung der kirchlichen Arbeit und teilweise zur Verfolgung der Jungen Gemeinden. Im Zusammenhang mit der Einsetzung eines Staatssekretärs für Kirchenfragen wurde 1957 die Kirchenpolitik gegenüber den Kirchen verschärft. Ziel war es, „jeden Versuch der Einmischung kirchlicher Stellen in staatliche Angelegenheiten, insbesondere in Schul- und Erziehungsfragen“ zu unterbinden und „die fortschrittlichen Kräfte in den Kirchen“ zu unterstützen.¹⁰ Durch den enormen Druck, die Repressalien, dazu die Mangelwirtschaft und von der schwierigen Situation zwischen Staat und Kirche enttäuscht verließen viele Menschen die DDR und wanderten in den Westteil Deutschlands ab. Von dort kam aber große Unterstützung finanzieller oder materieller Art z. B. von den verschiedenen Diaspora-Hilfswerken, die auf mitunter abenteu-

erlichsten Wegen ihren Weg zu den neu etablierten Kirchgemeinden in der DDR fand. Die Zahl der Katholiken in Sachsen war auf ca. 725.000 Personen angewachsen.¹¹

Trotz der schwierigen Situation war in den 1950er Jahren eine gewisse Konjunktur im sakralen Bausektor zu verzeichnen. Einen einzelnen Baubeauftragten des Bistums gab es bis dahin nicht; mehrere Räte nahmen die Beratung über die Baumaßnahmen im Bistum gemeinsam wahr. Erst 1958 wurde dem Domdekan Gustav Palm (1896–1965) das Amt des Baureferenten übertragen.¹² Die neuen Projekte, die da entstanden – insgesamt waren es 70 Kirchenneubauten¹³ – waren im Verhältnis zu den Behelfskirchen der Nachkriegszeit besser konstruiert und in ihren künstlerischen Formen durchaus anspruchsvoll. Es waren einfache, längsorientierte Gebäude mit Satteldach, orientiert am „Heimatstil“ der 1930er Jahre, seltener mit einem Turm versehen (St. Petri in Dresden-Strehlen¹⁴, Erscheinung des Herrn in Altenburg). Rasch versuchte der Staat, diese städtebaulich dominanten Gebäude in den Ortszentren zu verhindern, indem er im Tausch bebaubare Grundstücke in Randlage anbot, bei denen dann aber der Bau von Türmen gestattet wurde (z. B. in Raguhn bei Wolfen¹⁵, in Dippoldiswalde¹⁶, in Demitz-Thumitz und in Glauchau¹⁷). Aus der Schule von Bruno Taut (1880–1938) kommend und beeinflusst von der Klarheit der Baukörperdurchbildung der Dresdner Zeit bei Wilhelm Kreis (1873–1955) prägte besonders die Handschrift des Dresdner Architekten Egon Körner den künstlerischen Topos „Kirchenbau“ in jener Zeit.

Mit dem Neubau von St. Johannes Nepomuk im Chemnitzer Stadtteil Kaßberg¹⁸ wurde die im Krieg zerstörte Kirche an gleicher Stelle wiedererrichtet, so dass seitens des Staates nur wenig Einspruchsmöglichkeiten bestanden. Aber man schränkte die ohnehin nur sehr begrenzt zur Verfügung stehenden Baumaterialien speziell für den Kirchenbau ein; dazu wurden extra Worterfindungen wie „Engpass, Bewirtschaftung, Bilanzierung“ kreiert¹⁹, um die Freigabe an die Kirchenbaustellen künstlich zu verknappen. Daraufhin aus Westdeutschland eingeführte Baumaterialien wurden „einfuhrbeschränkt“. Um eine Einfuhrgenehmigung zu erlangen, musste mit den staatlichen Stellen verhandelt werden, die dann prompt eine Gegenleistung dafür verlangten.

Nach dem Mauerbau am 13. August 1961 kam es zwar zu einer relativen wirtschaftlichen Stabilisierung, aber der antikirchliche Druck von Partei und Regierung nahm weiter zu. Bauanträge für Kirchenneubauten wurden staatlicherseits immer restriktiver behandelt. Das war nicht zuletzt das Ergebnis der Indoktrination, dem Kirchenhass und harten Haltung Walter Ulbrichts geschuldet, der in den Städten – ganz gleich ob in den historischen Stadtzentren oder den neu entstehenden sozialistischen Städten wie Eisenhüttenstadt oder Hoyerswerda – keine Kirchtürme sehen wollte. Die Folge: Abriss der Sophienkirche in Dresden 1962/63



oder die Sprengung der Leipziger Universitätskirche St. Pauli 1968 oder das Hinauszögern bis hin zum Versagen von Baugenehmigungen für Kirchenbauten.

Kirchlicherseits war man nun gezwungen, immer mehr auf Um- und Ausbauten bestehender Profanbauten auszuweichen, die entweder „überlassen“, gepachtet oder angemietet werden konnten. Die katholische Gemeinde in Eibenstock hatte zunächst mehrere Räume der evangelischen Gemeinde als Notunterkunft genutzt. Ihr gelang es, ein Fabrikgebäude im Hinterhof anzumieten, das zur Kirche umgebaut wurde. Die Lage verbesserte sich erst, als schließlich das gesamte Flurstück mit Vorderhaus zum Kauf angeboten wurde, das die Gemeinde erwerben konnte. Die Kirche blieb „in der zweiten Reihe“. Aber die andauernde Materialknappheit erschwerte die Umsetzung dieser bescheidenen Ideen immer mehr.

Ein weiteres Beispiel für einen umgenutzten Profanbau ist das der Marienkirche in Oßling bei Kamenz. 1955 konnte man am Ortsrand einen Feldbahn-Lokschuppen erwerben und mit den Planungen²⁰ zum Um- und Ausbau zu einer Kapelle mit 80 Plätzen beginnen. Die erforderliche bauaufsichtliche Genehmigung umging man, indem offiziell stets vom „Einrichten einer Kapelle“ die Rede war, nie vom Umbau. Und die kirchliche Baugenehmigung galt als erteilt, da es nie eine schriftliche Ablehnung der Idee gab. 1958 konnte die Kapelle geweiht werden. Entstanden war eine liturgisch avantgardistische Sakralraumgestaltung mit einem *versus populum* aufgestellten Altar. Dass der Priester die Messe zum Volk gewandt feierte, war in der katholischen Kirche, zumindest in der DDR, bis dahin überhaupt nicht üblich. Als man in Oßling diesen Kirchbau plante, war das II. Vatikanische Konzil, das später u. a. tatsächlich solche Neuerungen brachte, nicht in Sicht. Das wurde erst 1959 einberufen und fand von 1962 bis 1965 in Rom statt. Kirchenarchitektonisch war also der Bau seiner Zeit weit voraus.²¹ Leider hatten das die Verantwortlichen im Bistum nicht er-

Dippoldiswalde, röm.-kath. Kirche St. Konrad von Parzham, Ansicht von Nordwesten, 2020
Foto: Günter Donath

- 11 Vom Bistum-Dresden-Meißen (Hrsg.): Das Bistum Dresden-Meißen, Leipzig 1994. S. 38.
- 12 Der Verfasser dankt der Leiterin der Registratur im Diözesanarchiv, Frau Kosbab, für das Herausuchen der Angaben aus den Schematismen 1945-1965.
- 13 Schädler 2013 (wie Anm. 6), S. 129.
- 14 Nach Plänen von Architekt Egon Körner, Dresden, 1959-1960.
- 15 Nach Plänen von Architekt Bernd Lippsmeier, Magdeburg, 1950-1959.
- 16 Nach Plänen von Architekt Egon Körner, Dresden, 1957-1959.



Oßling bei Kamenz, „Lokschuppenkirche“, Blick zur Altarinsel, 1958
Foto: Privatarchiv G. Schneider, Jena

- 17 Beide Kirchenneubauten von Architekt Andreas Marquardt, Leipzig, 1954-1956.
- 18 Nach Plänen von Architekt Willy Schönefeld, Chemnitz, 1953-1955.
- 19 Schädler 2013 (wie Anm. 6), S. 126.
- 20 Planung und Bauleitung Bauingenieur Witt, Kamenz, Entwürfe für die liturgischen Orte Gottfried Zawadzki, Kamenz.
- 21 Siegfried Seifert: Katholische Kapelle „Maria vom Guten Rat“ in Oßling bei Kamenz, in: Kirchbau heute, Leipzig 1969, S. 192.
- 22 Alle nach Entwürfen von Architekt Hubert Paul, Flöha.
- 23 Alle nach Entwürfen von Gottfried Zawadzki, Kamenz.
- 24 Entwurf: Egon Körner, Dresden. Anbau eines Glockenturms 1988; Architekt Günter Donath.
- 25 Statistische Angaben mit Stand des Jahres 1999 übermittelt von Johannes Hübner in einer Korrespondenz mit dem Verfasser.
- 26 Limex-Bau Export Import war ein Außenhandelsbetrieb der DDR, der Bauleistungen gegen Devisen anbot. Genex (Geschendienst und Kleinexporte GmbH) lieferte Mangelware überwiegend aus DDR-Produktion gegen Devisen.
- 27 Schädler 2013 (wie Anm. 6), S. 191.
- 28 Beide nach Entwürfen der Bauakademie der DDR, die die 1965 in Mannheim erbaute evangelische Lukas-kirche zum Vorbild nahmen und nahezu kopierten.
- 29 Nach Offenbarung 21,3: „Seht das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er wird ihr Gott sein“.
- 30 Architekt Lothar Gonschor, Dresden (1985-1988); Gestaltung Michael Hofmann, Dresden.
- 31 Architekt Wolfgang Lukassek, Erfurt, 1983 und 1986-1993.
- 32 Architekt Günter Donath, Wilsdruff (1985-1989); Gestaltung Michael Hofmann, Dresden.
- 33 Architekt Manfred Fasold (Bauakademie der DDR) 1983; Gestaltung Werner Juzu, Wachau.

kannt; vielleicht fühlte man sich mit diesem „Schwarzbau“ auch ausgetrickst – mit fatalen Folgen: Der Bauherr, Kaplan Gerold Schneider (1927–2011), wurde versetzt und der Künstler Gottfried Zawadzki (1922–2016) erhielt längere Zeit vom Bistum keine Aufträge mehr. 1965 wurde Pfarrer Gerold Schneider rehabilitiert. Offenbar traute man ihm den nötigen Sachverstand, Weitsicht und Entscheidungskraft in Baubelangen zu, denn er wurde in der Nachfolge von Domdekan Gustav Palm zum Ordinariatsrat berufen und war als solcher bis 1969 Baureferent des Bistums. In seiner Amtszeit entstanden die bemerkenswerten Kirchenneugestaltungen in Wurzbach (1963/64), Lucka (1964/65) und Jöhstadt (1965/66)²² sowie in Wittichenau (1959-61), Doberlug-Kirchhain, Jauernick und Niesky (1968).²³ In Zinnwald-Georgenfeld entstand 1962-64 durch den Umbau einer Scheune eine Kirche.²⁴ Die meisten Bauvorhaben wurden in Eigenleistung der Gemeinden mit finanziellem „Rückenwind“ durch westliche Bistümer und Spender realisiert – unterstützt von eigens dafür ins Leben gerufenen kircheneigenen Baubrigaden und Materialhöfen. Insgesamt wurden so bis 1969 27 Kirchenneubauten errichtet. Alle Entwürfe bestachen in wohlthuender Unterscheidung zu den gewisslich qualitätvollen Neubauten der 1950er Jahre durch ihre Schlichtheit, die die Wirklichkeit der Diasporasituation der Kirche in der DDR widerspiegelte, und die ab 1965 vor allem die baulichen Festlegungen der Liturgiekonstitution nach dem II. Vatikanischen Konzil deutlich umsetzten.

1970-1989: Devisenfinanzierte Bauprogramme

1970 begann die DDR in wirtschaftliche Schwierigkeiten zu geraten. Daran änderte auch die Machtübernahme durch Erich Honecker (1912–1994) als Staatsratsvorsitzender nichts. Dieser erhöhte den Druck auf die Kirchen und zog 1972 eine harte Verstaatlichungswelle der noch vorhandenen privaten Betriebe durch. An der deutlich zunehmenden Unzufriedenheit vor allem der Intellektuellen mit der politischen Situation änderten auch die Vereinbarungen in der Schlussakte von Helsinki 1975 nicht viel. Am Rande von „Helsinki“ kam es zu Begegnungen zwischen dem Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli (1914–1998) und dem DDR-Staatssekretär für Kirchenfragen Hans Seigewasser (1905–1979). Die evangelischen Kirchen hatten die Staatssekretäre für Kirchenfragen als Repräsentanten des Staates anerkannt. Gegenüber diesem drängten sie auf die Einhaltung der von Honecker 1978 zugesicherten Gleichberechtigung und Gleichachtung der Kirchen, hatten sich aber letztendlich unter dem versöhnlichen Motto „Kirche im Sozialismus“ arrangiert. Die katholische Kirche war in dieser Hinsicht zurückhaltender. Sie versuchte in zentralen Fragen etwa der Beziehung zur Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, der kirchlichen Jurisdiktion oder den Beziehungen

zum Vatikan unter Umgehung des Staatssekretärs direkt mit der Staats- und Parteispitze zu verhandeln. Erst als Devisen für den Staat wichtiger wurden als seine weltanschaulichen Prinzipien, gestattete die DDR in Sonderbauprogrammen den Neubau von Kirchen vorrangig in den neu entstehenden „sozialistischen Neubaugebieten“, die allerdings mit „Valuta“ (D-Mark) bezahlt werden mussten. Die staatlichen Stellen gingen sogar so weit, entgegen ihrer bisherigen ablehnenden Haltung bei der Frage des Baus von Kirchtürmen die Architekten jetzt zu ermuntern, doch möglichst repräsentativ und prägnant zu bauen, um sich vom tristen Einerlei der Plattenbauten zu unterscheiden. Vor allem durch die aus den Diözesen in Deutschland (West), dem Bonifatiusverein Paderborn und der Bundesregierung kommenden Gelder entstanden 15 neue Kirchen und Pfarrzentren auf dem Gebiet des Bistums.²⁵ Die kommerzielle Abwicklung dieser Valuta-Geschäfte wurde zentral für alle Bistümer von der Zentralstelle des Deutschen Caritasverbandes in Berlin, vertreten durch einen geschickten „Verhandler“ mit staatlichen Stellen, dem früheren Kaplan an der Leipziger Propsteikirche, Hellmut Puschmann als dessen Direktor, mit den Limex- und Genex-Unternehmen²⁶ des DDR-Außenhandelsministeriums geführt²⁷. Die Bauplanungen sollten weitestgehend durch die Architekten und Ingenieure der Bauakademie der DDR durchgeführt werden. In dieser wichtigen Phase löste 1969 der Bauingenieur Günter Schwarz (1938–2019) Gerold Schneider als Baubeauftragten des Bistums ab und leitete die Bauabteilung bis zum Jahr 1988.

Die Fachleute dort mussten sich auf ungewohnte Fragestellungen im Diskurs zwischen dem Gremium der Ordinariatsräte des Bistums, der Gemeinde und Pfarrer einlassen: Ist das Gemeindezentrum westdeutscher Prägung auch für die DDR eine adäquate Lösung? Sind die axial geführten, längsgerichteten Kirchenräume noch zeitgemäß? Ist der Mehrzweckraum eine Alternative zum Sakralraum? So ist es nicht verwunderlich, dass in dieser Zeit Brüche zwischen der äußeren Baugestalt und dem liturgisch gestaltetem Kirchenraum entstanden, wie z. B. in Halle, St. Marien, Magdeburg, St. Mechthild oder – äußerlich davon kaum unterscheidbar – der (zweiten) Propsteikirche in Leipzig²⁸ der Fall war. Spätestens jetzt machte sich das Fehlen an „eigenen“ Architekten und Künstlern bemerkbar, denn die wenigen Mitarbeiter konnten das gewaltige Pensum nicht allein bewältigen. Erst nach und nach kristallisiert sich für die Kirchenneubauten eine Plastizität in der Formensprache heraus, auf die der liturgisch gestaltete Kirchenraum antwortete: Es waren Bilder wie das „Zelt“ oder „die Hütte Gottes unter den Menschen“²⁹, z. B. realisiert in den Kirchenneubauten Hl. Maximilian Kolbe in Gera-Lusan³⁰ oder in Ilmenau und Leinefelde³¹ (im benachbarten Bistum Erfurt) sowie die „bergenden Hände“ als Bild des Geborgenseins bei Gott, realisiert z. B. in den Kirchenbauten St. Jakobus in Gera-Langenberg³² und St. Franziskus in Chemnitz.³³

Für dieses Empfinden sorgten die mächtig sich spannenden Brettschicht-Leimbinder, welche die Konstruktion klar erkennen lassen: Sie geben das Gefühl der Sicherheit, Erhabenheit und eines weiten Atems. Auf dem Langenberger Kirchturm dreht sich eine Wetterfahne mit einem Segelschiff; auch das ist ein vertrautes Bild: Die Kirche und ihre Menschen, die auf dem Ozean des Lebens allen Stürmen der Zeit ausgesetzt sind, aber ein Ziel haben: den sicheren Hafen in Gott. Diese Kirchen geben in ihrer Grundrissgestaltung als Querraumkirchen nun den Längsraum auf. Immer mehr kam es in den nachfolgenden Entwürfen zur Zentralisierung des Langraumes. Die Gruppierung um den Altarplatz knüpft an alte sächsische Kirchbautraditionen der Barockzeit an, wie sie in den schlichten Dorfkirchen im Erzgebirge wie in Seiffen, Schmiedeberg oder Forchheim längst manifestiert sind. Aber etwas fehlte bei diesen Limex-Bauten, die den Gemeinden so plötzlich als Geschenk übergeben werden konnten. Es war – außer in Gera-Langenberg, das von Beginn an von dem Dekan Pfarrer Bernhard Sahler (1927–2007) als ein in Eigenleistung³⁴ durch die Gemeinde zu errichtender Bau konzipiert war – die tatkräftige Mitwirkung der verschiedensten Gruppen der Pfarreien beim Bau, zusammen mit den „Schurwerkern“! Das erzeugte natürlich ein nicht zu unterschätzendes anderes Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl.

Auch war vielen Gemeinden das Prozedere des Verhandeln mit der Bauabteilung des Ordinariats viel zu umständlich und langwierig geworden. Besonders der Generalvikar, Prälat Hermann Joseph Weisbender (1922–2001, Amtszeit 1983–1988), schuf mit der Gründung einer Dombauhütte an der Katholischen Hofkirche, der neuen Kathedrale des Bistums, eigene, ihm unmittelbar unterstellte Baustrukturen in der Denkmalpflege, die seine pragmatischen Ideen unter Umgehung der Limex-Vorgaben schnell und unproblematisch in die Tat umsetzen konnten. Der Verfasser war als Architekt seit 1982 in der Dombauhütte beschäftigt; seit 1985 wurde diese von dem HLS-Ingenieur Erich Iltgen (1940–2019) geleitet. Mit der Amtseinführung eines neuen Bischofs wechselte Iltgen in das Bauamt des Ordinariats, das er als Ordinariatsrat bis 1990 leitete. 1990 wurde Erich Iltgen der erste Landtagspräsident des wiedergegründeten Freistaates Sachsen.

Viele neue Raumgestaltungen der 1970er und 1980er Jahre wurden von der künstlerischen Handschrift des Bildhauers Friedrich Press (1904–1990) geprägt: der Innenraum der Josephskirche im Dresdner Stadtteil Pieschen, die Kreuzkirche in Weimar und die Dreifaltigkeitskirche in Stralsund. Friedrich Press gestaltete über 40 Kirchen in der DDR wie auch in Westdeutschland. Zu seinen bekanntesten Werken gehört die Pietà in der Katholischen Hofkirche (Kathedrale) in Dresden, die größte Skulptur, die je aus Meißner Porzellan hergestellt wurde. Bis auf wenige Ausnahmen erhielt er keine staatlichen Aufträge. 1965 kaufte das Vati-



kanische Museum seine geschnitzte Figur „Ecce Homo“.

Neben den Kirchenneubauten wurden im Bischöflichen Ordinariat noch andere Gebäudekategorien konzipiert: die der Begegnungsstätten. Vor allem durch Bischof Joachim Reinelt (Episkopat 1988–2012) wurde der Bau von Begegnungszentren in Dresden-Strehlen (1990–1992) und eines Bildungshauses des Bistums in Schmochtitz bei Bautzen forciert. 1921 hatte dort das Bistum Meißen unter dem damaligen Bischof Christian Schreiber die Anlage erworben. Nach dem Krieg blieben die Ländereien als Kirchengut erhalten. Das heutige Bischof-Benno-Haus wurde in den Jahren 1990 bis 1992 an Stelle der Ruine eines ehemaligen Herrenhauses aus den 1770er Jahren errichtet. Mit diesen beiden Bauten sowie dem Bau des Pfarrhauses in Glauchau³⁵ hielt eine deutlich postmodern orientierte Formensprache Einzug und prägt das Bauen des Bistums. Das Bischof-Benno-Haus wurde 2020 in Bildungsgut Schmochtitz umbenannt, um eine

Gera-Langenberg, röm.-kath. Kirche St. Jakobus, 2019

Foto: Günter Donath

34 Eigenleistung - das hieß unter den Bedingungen der sozialistischen Planwirtschaft: ohne Zuweisung von Baukapazitäten, mit größtmöglicher Durchführung durch „eigene“ Leute, Erbetteln bzw. schlitzohriges „Besorgen“ der notwendigen Spezial-/Handwerkerleistungen und des Materials.

35 Entwürfe alle von Architekt Gunter Just, Dresden.

Grundsteinlegung der Kirche St. Jakobus in Gera-Langenberg am 30. August 1986 mit Bischof Gerhard Schaffran und Dekan Bernhard Sahler

Foto: Günter Donath



Dresden-Pieschen, röm.-kath.
St. Josefs-Kirche, Innenraumgestaltung
von Friedrich Press, Zustand
vor und nach der Umgestaltung
© Röm.-kath. Pfarrei St. Martin
Dresden, Montage: katholisch.de



- 36 Schädler 2013 (wie Anm. 7), S. 191
37 Eine Übersicht über die ausgeführten Bauten erhält man in den durch Firmenwerbung finanzierten Broschüren „Kirchen im Bistum Dresden-Meißen“, 3 Bände, Merseburg o. J.
38 Mitteilung des Bischöflichen Ordinariats, Tag des Herrn, 14. Januar 2005.
39 Architekt Hermann Korneli, Berlin.

Öffnung für mehr Interessenten auch außerhalb der katholischen Kirche zu signalisieren. 1989 ist der politische und wirtschaftliche Zusammenbruch des Systems der DDR zu konstatieren; die Friedliche Revolution öffnet die Tür zu neuen Horizonten. Die Ereignisse überstürzten sich: am 1. Juli 1990 war die Währungsunion und am 3. Oktober 1990 fand schließlich die deutsche Wiedervereinigung statt.

Nach 1990: Neubauten und Ersatz der Behelfsbauten

In einer kurzen Übergangszeit leitete der Bauingenieur Erwin Krüger nach dem Weggang Iltgens in die große Politik in Zusammenarbeit mit Ordinariatsrat Günter Schwarz interimistisch das Bauamt, bis 1992 Johannes Hübner – ein erfahrener Fachmann, der aus den Reihen der ehemaligen DDR-Bauakademie kam – als neuer Bauamtsleiter berufen werden konnte. Inzwischen hatte sich das Bauamt personell stark verändert: Neben Iltgen gingen auch Bauingenieur Helmut Menzel (1932–2000; ab 1990 Baubürgermeister in Meißen), Architekt Gunter Just (ab 1994 bis 2001 Dezernent für Stadtentwicklung in Dresden), Bauingenieur Steffen Wackwitz (1962–2018; ab 1992 Bauamts-

leiter in Meißen) und der Verfasser, der 1990 ein Architekturbüro für Spezialplanungen in der Denkmalpflege gründete. Einerseits hatten die devisenfinanzierten Sonderbauprogramme eine deutliche Präsenz der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit zur Folge. Andererseits hatte diese einseitige Baupolitik zu einem enormen Reparaturstau an der bestehenden Bausubstanz geführt, dessen Volumen durch Ordinariatsrat Johannes Hübner mit 90 Millionen DM eingeschätzt wurde³⁶. Die Umsetzung konnte in den 1990er Jahren nur schrittweise und nach Dringlichkeit erfolgen. Schwerpunkt war dabei die Dacherneuerung, die Heizungsumstellung und der Ersatz baufällig gewordener Gebäude aus der SBZ-Zeit, der Barackenkirchen, die nun durch Neubauten ersetzt wurden. Insgesamt waren das 28 Kirchen und Pfarrzentren, 22 Kindergärten, dazu 4 Schulen (gestalterisch wegweisend darunter das St. Benno-Gymnasium in Dresden) sowie 7 Alten- und Pflegeheime.³⁷ Bei der Verabschiedung von Johannes Hübner in den Ruhestand resümierte Bischof Reinelt, dass „er die Leitung der Abteilung Bauangelegenheiten zu einer Zeit innegehabt habe, in der im Bistum so viel gebaut worden sei, wie niemals zuvor in dessen langer Geschichte“³⁸. Aber die Zeit war eine andere geworden: Es gab inzwischen nur noch 180.000 Katholiken im Bistum; 18.000 davon leben im thüringischen Teil. Bis auf wenige Ausnahmen war gute Architektur entstanden, aber die Chance, mit den nun entstehenden neuen Kirchen eine angemessene architektonische Handschrift zu kreieren und gute Traditionen fortzusetzen – zu denken wäre dabei an die von Bauhaus und Art Deco geprägte moderne Architektursprache eines Theo Burlage (1894–1971), wie sie sich in der St. Bonifatius-Kirche in Leipzig-Connewitz (1930) als Bau der Klassischen Moderne manifestierte – wurde leider nicht genutzt. Vielleicht war es aber der richtige Ansatz, hier bei den Gedanken guter Bauakademie-Entwürfe noch einmal anzuknüpfen, wie es mit dem Neubau von Kirche und Pfarrhaus der Pfarrei Heilig Kreuz 1994 in Coswig³⁹ versucht wurde. Der Architekt Hermann Korneli schreibt selbst: „Diese Kirche unterscheidet sich von ihrer

Schmochtitz, Eingangsrisalit des
Bischof-Benno-Hauses, 2004
Foto: Gunter Just, Dresden





Umgebung. Aber der Unterschied soll nicht Gegensatz bedeuten. Diese Kirche soll Teil, soll Ergänzung der Umgebung werden: Kirche und Gemeindezentrum in einer Siedlung.⁴⁰ Und das ist tatsächlich gut gelungen! Ähnlich bescheiden verhält sich der Bau von Christ König in Radebeul.⁴¹ Bei der Mehrzahl der Neubauten hielt weithin ein „internationaler Stil“ Einzug, der zur sächsischen Bautradition keinerlei Bezüge hatte. Es stellt sich schon die Frage, ob der eigentlich für Köln gedachte Entwurf⁴² der Kirche St. Pius X. im sächsischen Hohnstein-Ernstthal⁴³ die angemessene Antwort auf die zuvor beschriebene Diaspora-Situation der katholischen Kirche in Sachsen darstellt. Der wuchtige, in terrakottarot eingefärbtem Sichtbeton hergestellte Kubus steht als Solitär in der welligen Vorerzgebirgslandschaft. In der Schauseite dominiert eine Öffnung in Form des griechischen Buchstabens Omega; dieses Motiv wird im Innenraum noch zweimal wiederholt und antwortet auf das im Altar angebrachte Alpha.

Ein Neubau soll aber hier noch erwähnt werden: Es ist die 1990 erbaute St. Paulus-Kirche in Schleiz.⁴⁴ Von 1945 bis 1990 musste die katholische Gemeinde auf den Bau einer Kirche warten. Bis dahin behalf sie sich mit einer Baracke als Provisorium. Mit den Planungen zum Bau von Kirche und Gemeindezentrum wurde noch zu einer Zeit begonnen, als an die Möglichkeiten der „Neuen Zeit“ noch nicht zu denken waren.

Und so wie dieser Bau symbolhaft in seiner Gestaltung für den Auftakt des Bauens in den 1990er Jahren steht, so soll auch noch dem vorläufigen Ende dieser Ära der kirchlichen Bauämter mit ihren eine Baukultur prägenden Baureferenten ge-

dacht werden: Mit Wirkung vom 1. Januar 2002 begann nun auch im Bistum Dresden-Meißen eine Strukturreform, mit der man durch Zusammenlegung von gemeindlichen Strukturen auf die immer weniger werdenden Priesterstellen und die schwindende Zahl der Gläubigen reagierte.⁴⁵ Wie geht es weiter?

Bauen für das dritte Jahrtausend: die Propsteikirche St. Trinitatis in Leipzig⁴⁶

Während anderswo inzwischen manche Kirche schließt, bauten Leipzigs Katholiken eine neue Kirche inmitten der Stadt zwischen Neuem Rathaus und Stadtbibliothek. 2009 war ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben worden, der wegen der städtebaulich anspruchsvollen Lage und des komplizierten Grundstückszuschnittes höchste Anforderungen an die Teilnehmer stellte. Der Siegerentwurf⁴⁷ zeichnete die dreiecksförmige Struktur des Grundstücks nach. Zum Platz hin entstand eine etwa 50 Meter lange Fassadefront, gegliedert mit ortstypischem Material, dem Rochlitzer Porphyrtuff. In der Abfolge von Querraumkirche, Innenhof und Gemeindezentrum schließt ein etwa 50 Meter hoher Glockenturm an der westlichen Grundstücksspitze das Ensemble ab. Sowohl der zentrumsorientierte Kirchenraum als auch die Architektursprache und Baukörperdurchbildung knüpfen an beste Traditionen der Leipziger Moderne bzw. an die Raumgestaltungen des Architekten Rudolf Schwarz (1897–1961) an. Das Bauvorhaben wurde vor allem durch das Bonifatiuswerk Paderborn, durch Spenden und die Deutsche Bischofskonferenz finanziert.

Die Trinitatisgemeinde hat eine schwierige Geschichte hinter sich: Keine 500 Meter vom Neubau entfernt, an der Rudolfstraße, stand einst



links: Coswig, röm.-kath. Heilig-Kreuz-Kirche, 2010
Wikimedia (x-weinzar)

darunter: Hohnstein-Ernstthal, röm.-kath. Kirche St. Pius X., 2020
Wikimedia

- 40 www.kath-kirche-coswig.de
41 Architekten Günter Behnisch und Gerald Staib, Stuttgart; künstlerische Gestaltung: Rainer Tischendorf.
42 Freie Presse vom 14. Mai 2014.
43 Architekten Peter Böhm, Christopher Schroeer, 1997/98.
44 Architekt Dr.-Ing. Dieter Salamon, Ehrenberg, Betonglasfenster von Michael Hofmann, Dresden.
45 25 Pfarreien wurden dabei aufgehoben und 14 Vikarien wieder in ihre Stammpfarreien integriert. Vgl. Tag des Herrn vom 13.1.2002, S. 9.
46 Anette Menting; Urbaner Raum und heiliger Ort. Die neue Propsteikirche St. Trinitatis am Wilhelm-Leuschner-Platz von Schulz und Schulz Architekten, in: Leipziger Blätter 67 (2015), S. 5-8.
47 Architekten Ansgar und Benedikt Schulz, Leipzig. Vertreter des Bauherrn: Propst Gregor Giele; Bauzeit: 2011-2015.

Leipzig, röm.-kath. Propsteikirche St. Trinitatis, Ansicht von Südosten
Foto: Stefan Müller, Berlin



Leipzig, röm.-kath. Propsteikirche St. Trinitatis, Innenraum
Foto: Stefan Müller, Berlin

Leipzigs erster katholischer Kirchenneubau nach der Reformation. Das 1845-47 in neogotischer Formensprache errichtete und der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweihte Kirchengebäude⁴⁸ wurde 1943 durch Brand- und Sprengbomben zerstört.⁴⁹ Die SED befahl den Abriss der Ruine und zögerte einen Neubau immer wieder hinaus. Im Rahmen der devisenfinanzierten Sonderbauprogramme durfte 1975 seitens der Bauabteilung des Bischöflichen Ordinariats ein Bauantrag gestellt werden. Der Neubau der nunmehr zweiten Propsteikirche wurde im Rahmen des Limes-Bauprogramms auf einem Grundstück außerhalb der Innenstadt in der Nähe des Elstermühlgrabens errichtet. Die Planungen wurden alle von der Bauakademie der DDR ausgeführt. Der kirchliche Baureferent hatte kaum Möglichkeiten, auf die Gestaltung des Äußeren Einfluss zu nehmen. Deren Wabenstruktur und die Form („Modell Kiste“) erinnerten eher an eine Schwimmhalle denn an eine Kirche. Daran konnte auch die künstlerische Gestaltung des Innenraums durch Achim Kühn, Berlin, nicht viel ändern. Dem architektonischen „Auseinanderbrechen“ zwischen Form und Inhalt des Gebäudes folgte kurze Zeit später das konstruktive: Der Sumpf der Auenlandschaft zerriss die Fundamente (politisches Kalkül der DDR-Oberen bei der Zuweisung des Bauplatzes an die Kirche oder nicht?), so dass letztendlich auf Grund der ungleichmäßigen Setzungen nur noch die bauaufsichtliche Sperrung und später der Abriss der nicht mehr sanierungsfähigen Baustruktur übrig blieb. Seitdem war die katholische Gemeinde – wie auch schon gleich nach dem Krieg – an verschiedenen Stellen in den protestantischen Gemeinden der Stadt zu Gast.

Am 9. Mai 2015 wurde die nunmehr dritte Leipziger Trinitatiskirche geweiht und lädt seitdem eine in den letzten Jahren stetig angewachsene Zahl von Gemeindegliedern an einem prominenten innerstädtischen Ort zur Begegnung mit Gott ein. Es ist ein heiliger Ort mit kontemplativer At-

mosphäre, der hier entstanden ist – und zudem ein wegweisender Beitrag zum Kirchenbau des 21. Jahrhunderts!

Die großen Denkmalpflege-Vorhaben im Bistum Dresden-Meißen

Durch die Einführung der Reformation im Herzogtum Sachsen 1539 waren – abgesehen von den auf mittelalterliche Gründungen zurückgehenden Klöstern und Pfarrkirchen aus der Barockzeit in der Lausitz – nur einige wenige historisch bedeutende Bauwerke im Bistumsgebiet der katholischen Kirche verblieben. Paradoxerweise sollte sich das erst in der DDR-Zeit ändern, indem sich die katholische Kirche um die Revitalisierung profanierter oder zwangseigenteter, häufig kriegszerstörter Kirchengebäude bemühte.

Den Auftakt bildete die Adaption der ehemaligen Dominikaner-Klosterkirche in Pirna⁵⁰: Die zuletzt als Lager und Wagenschuppen genutzte historische Klosterkirche bot am Ende des Zweiten Weltkrieges ein Bild der Verwüstung und war in ihrem Fortbestand bedroht. Von dem vermutlich um 1300 vom Leipziger Dominikanerkloster St. Pauli aus gegründeten Kloster waren nach der Auflösung im Zuge der Reformation durch Um- und Ausbauten sowie Kriegszerstörungen 1945 nur noch wenige Gebäudeteile der Klausur sowie von der spätgotischen zweischiffigen Hallenkirche das Langhaus und Turm und Ansätze des Chores erhalten geblieben. Schon meldeten sich Interessenten für die „Abbruchmaterialien“: 1948 forderte der Bürgermeister von Cunnersdorf nahe Pirna in der „Sächsischen Zeitung“ den Abbruch des Dachstuhls zur Errichtung von Neubauernhöfen. Zur Begründung hieß es wörtlich: „Von der Erhaltung von Wahrzeichen kann das deutsche Volk nicht leben, wohl aber von produktiven Bauernhöfen“⁵¹. Solche Abbrucharbeiten verantwortete und leitete die damalige Kreisbodenkommission unter dem Vorsitz des Landrates Walter Gruner (SED). Angetrieben wurde er durch einen 1947 erlassenen Befehl Nr. 209 der sowjetischen Besatzungsmacht zur „Förderung der Neubauernstellen“. Ganz in diesem Sinne verschwanden damals viele wertvolle Bauten, Schlösser und Herrenhäuser. In dieser fast ausweglosen Situation fand sich für die Klosterkirche ein sprichwörtlicher „Helfer in der Not“.



Pirna, ehemalige Dominikaner-Klosterkirche, jetzt röm.-kath. Pfarrkirche St. Heinrich, Blick nach Nordosten in die zweischiffige Halle, 2013
Foto: Gerd Bürger, Dresden

48 Architekt Carl Alexander Heideloff (1789-1865).

49 Götz Eckart (Hrsg.): Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation der Schäden und Totalverluste auf dem Gebiet der DDR. Der Stadtkreis Leipzig, bearbeitet von Maria Heidenreich, Berlin 1980, S. 341.

50 Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Sachsen. Bd. I. Regierungsbezirk Dresden, München 1996, S. 699-701.

51 Siegfried Lange: Die Rettung der Pirnaer Klosterkirche, in: ERLPETER. Kulturblatt für Pirna, Ausgabe 07/2004, S. 3.

Es war Dr.-Ing. Hans Nadler (1910–2005) vom damaligen Inspektionsbereich Denkmale der Kultur und Natur. Wie auch schon bei der Wilsdruffer Jakobikirche setzte er sich mit bewundernswertem Mut und Elan für die Klosterkirche ein. Mit Weitblick erkannte er, dass nur ein neues Nutzungskonzept die Voraussetzung zur Erhaltung des ehrwürdigen Baues war. In diesem Sinne wurden die Verantwortlichen des Bistums und des Landes Sachsen beim Berliner Staatssekretariat für Kirchenfragen vorstellig. Zum Glück erfolgreicher als im Falle Wilsdruffs siegte hier das Kulturbewusstsein, denn es ergingen folgende Entscheidungen: Im Interesse der kirchlichen Versorgung der zahlreichen Umsiedler katholischen Glaubens sollte die Pirnaer Klosterkirche wieder hergestellt werden. Die rechtliche Grundlage bildete ein Erbpachtvertrag über 99 Jahre mit der Stadt Pirna. Seit 1952 begann die komplizierte Sicherung des einzigartigen Kreuzstreben-Dachwerkes (um 1376) und die Wiederherstellung des Gebäudes, bis schließlich im August 1957 Bischof Dr. Otto Spülbeck das historische Bauwerk auf den Namen St. Heinrich weihen und es der römisch-katholischen Gemeinde zur kirchlichen Nutzung übergeben konnte⁵². Mit Unterstützung des wenig später gegründeten Dresdner Instituts für Denkmalpflege kamen wertvolle Ausstattungsstücke in die Klosterkirche: Der Taufstein ist eine Renaissancearbeit aus Sandstein, aus Thallwitz bei Wurzen stammend. Einen passenden Platz an einem Kirchenpfeiler fand 1958 die spätgotische Holzskulptur der trauernden Muttergottes. Sie stammt aus der Dresdner Hofkirche und überstand die Wirren des Zweiten Weltkrieges in einem Königsteiner Kohlenkeller. Das Pirnaer Stadtmuseum lieferte zwei kleine rechteckige Fenster mit Glasmalereien aus dem 16. Jahrhundert. Die Scheiben entstammen alten Fenstern der Pirnaer Marienkirche. Die an böhmische Malerei des ausgehenden 14. Jahrhunderts erinnernden, inzwischen stark fragmentierten Secco-Malereien an der Ost- und Südwand sowie dem nordwestlichen Joch und die floralen Gewölbemalereien wurden um 1957 freigelegt und 1989 durch Dresdner Restauratoren gesichert. Seit 1973 trägt ein vom Dresdner Künstler Friedrich Press geschaffener Altar mit einem eindrucksvollen Kruzifix den Raum. Nach den zerstörenden Hochwasserereignissen 2002, 2006 und 2013 musste nochmals Hand angelegt werden.⁵³ Etwas anders verhielt es sich mit der Heilig-Kreuz-Kirche in Wechselburg⁵⁴: Die um 1160 bis 1180 erbaute und 1168 geweihte Klosterkirche des Augustiner-Chorherrenstifts Zschillen gilt wegen ihrer Erhaltung und ihres ausgezeichneten Bauschmucks als einer der wichtigsten Großbauten staufischer Architektur östlich der Saale. Der Lettner mit seinem Skulpturenschmuck und der ihn bekrönenden Kreuzigungsgruppe gehört zu den wesentlichsten Werken der deutschen Kunst des 13. Jahrhunderts. 1278 kam es zur Übertragung an den Deutschen Orden, der es bis zur Säkularisierung 1539 bewirtschaftete. Danach überließ Her-



Wechselburg, Stiftskirche, Ansicht der Schauseite des 1972 wiedererrichteten romanischen Lettners mit gotischem Triumphkreuz, 2019
Foto: Günter Donath

zog Moritz den Klosterkomplex den Herren von Schönburg im Tausch (woher sich der Name „Wechselburg“ herleitet). Nach Umbau zu landwirtschaftlicher Nutzung und stetigem Verfall erfuhr die Anlage 1673 nach der Teilung der Familie und der Übertragung von Wechselburg als Residenz an die Linie Schönburg-Forderglauchau erstmals wieder einen Aufschwung. Die Kirche wurde zur evangelischen Hauskapelle umgestaltet, wobei es aber 1678 zur Abtragung der Hochkrypta und des Lettners kam. Die nächste große Umgestaltung 1871 bis 1884 war vor allem von der Konversion der Grafenfamilie geprägt, die die Kirche wieder zur katholischen Schlosskirche werden ließen. In den letzten Kriegstagen 1945 durch Munitionssprengungen schwer beschädigt, wurde die Kirche nach der entschädigungslosen Enteignung der Familie von Schönburg im Zuge der Bodenreform in die Rechtsträgerschaft des Gesundheitswesens übertragen. Dieses nutzte zwar die über den Grundmauern des ehemaligen Klosters entstandenen Gebäude des Schlosses, konnte aber mit der Kirche nicht viel anfangen. Da diese zuletzt zu katholischen Gottesdiensten benutzt wurde, gelang 1952 deren Übernahme durch das Bistum Meißen. Seitdem war sie als katholische Pfarrkirche das geistliche Zentrum einer großen Region und Wallfahrtskirche des Bistums. Mit Unterstützung des Instituts für Denkmalpflege folgten jahrzehntelang andauernde Instandsetzungen der Kriegsschäden,

52 Leitung Architekt Andreas Marquart, Leipzig.

53 Die Restaurierungen leitete Prof. Dr. Gerd Bürger, Dresden.



**Domschatzkammer St. Petri,
Blick in den Hauptraum, 2018**
Foto: Jens-Michael Bierke, Bautzen

- 54 Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Sachsen, Bd. II Regierungsbezirke Leipzig und Chemnitz, München 1998, S. 1008-1013; Elisabeth Hütter/Heinrich Magirius: Der Wechselburger Lettner, Weimar 1983
- 55 Architekten Dr. Walter Köckeritz und Lukas Müller, Dresden,
- 56 Freundliche Mitteilung von Lucas Müller, Dresden.
- 57 Planung Architekt Lothar Gonschor, Bauleitung Architekt Günter Donath.
- 58 Leitung Achim Theuer (1941–2020), Wechselburg.
- 59 Günter Donath: Die Wechselburger Stiftskirche. Strukturelle Konsolidierung der Dachwerke, in: Das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 50 (1997), Heft 1, S. 62-66.
- 60 Planung und Gesamtleitung bei Architekt Günter Donath. Publiziert in: Günter Donath: Die Restaurierung der romanischen Stiftskirche Heilig Kreuz in Wechselburg, in: Helmuth Venzmer (Hrsg.): Europäischer Sanierungskalender 2008. Berlin, Wien, Zürich 2008, S. 411-430; Günter Donath: Zur Rekonstruktion der Geometrie des Wechselburger Triumphkreuzes, in: das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 55 (2002), Heft 1, S. 14-21.

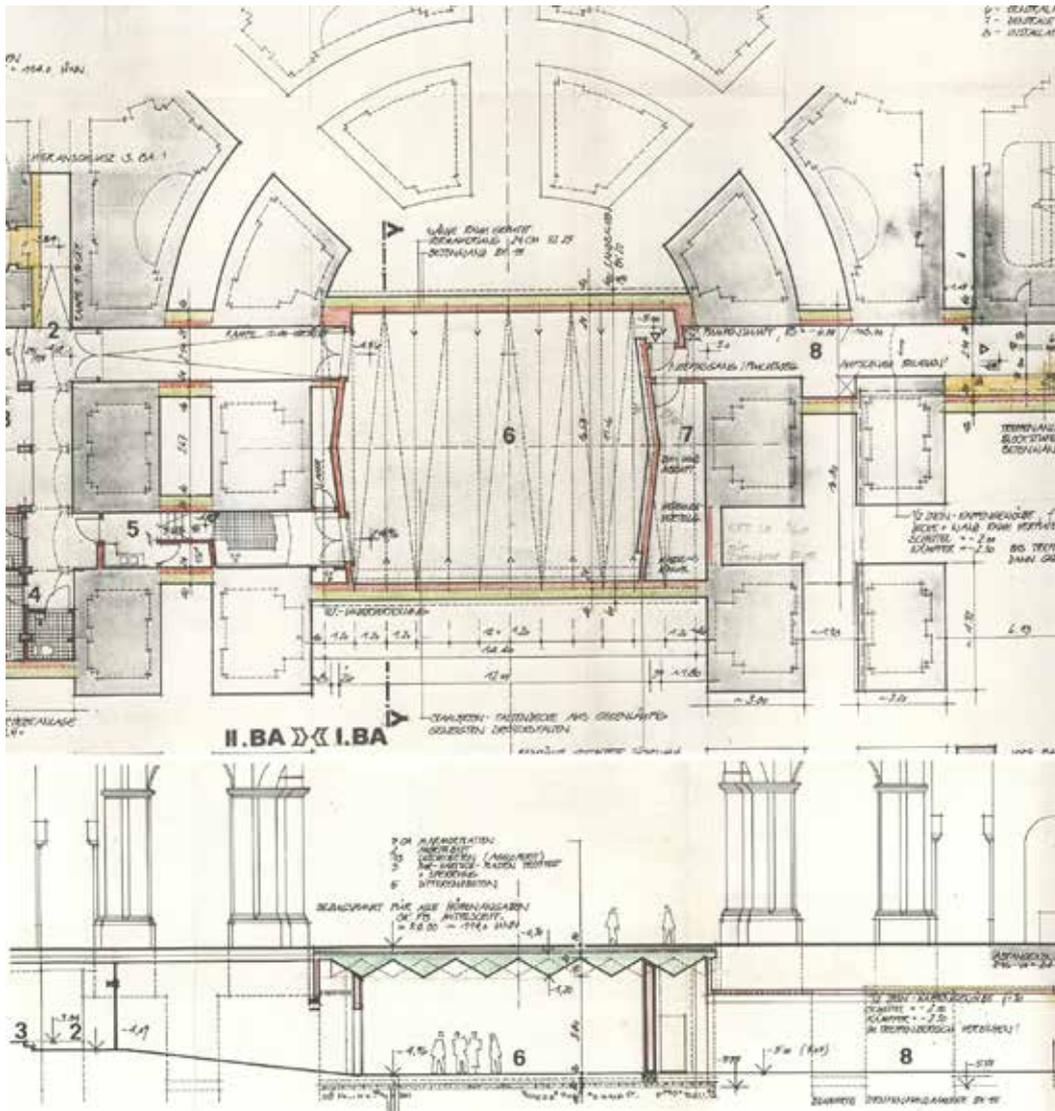
Bauforschungen und Restaurierungen, die mit der Wiederaufrichtung des Lettners 1971/72 unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Elisabeth Hütter und Dr. Heinrich Magirius ihren Höhepunkt erreichten. Möglich war diese damals nicht unumstrittene Maßnahme nur durch die großzügige finanzielle Unterstützung von Bischof Dr. Otto Spülbeck und der staatlichen Denkmalpflege. Ihre Fortsetzung fanden die Restaurierungen auf Initiative eines nicht minder kongenialen Bauherrn in dem Wechselburger Pfarrer, dem Prälaten und späteren Apostolischen Protonotar Hermann Joseph Weisbender (1922–2001), seit 1983 Generalvikar des Bistums und 1988 Diözesanadministrator, der von da an die Denkmalpflege an Kirchenbauten im Sinne einer Tradierung alter liturgischer Orte zu seiner Herzensangelegenheit machte. In Rom studiert und auch dort zum Priester geweiht, hatte er gute Kontakte sowohl zum Vatikan als auch zum damaligen Botschafter der DDR in Italien, Klaus Gysi (1912–1999), von 1979 bis 1988 Staatssekretär für Kirchenfragen der DDR. Weisbender war von 1962 bis 1965 einer der beiden Begleiter Bischof Spülbecks beim II. Vatikanischen Konzil gewesen und hatte wesentlichen Einfluss auf die Einberufung der Meißner Diözesansynode. Von den Konzilsgedanken geprägt, nahm er Einfluss auf die bauliche Gestaltung und innere Ordnung der liturgischen Orte in den Kirchen der Diözese. Auch war es ihm wichtig, „Erinnerungsorte“ zur Bistumsgeschichte zu schaffen. Im Zusammenwirken mit dem Archivar des Bistums, Ordinariatsrat Dr. Siegfried Seifert (1936–2013), entstand so 1985 in Bautzen eine hochmodern gestaltete Domschatzkammer im Domstift St. Petri⁵⁵. Für die katholische Kirche auf dem Gebiet der DDR war es damals die erste Domschatzkammer bzw. das erste Museum für kirchliche Kunst. Viel Spezialtechnik und die Ausstellungsvitrinen kamen aus dem Westen über die Caritas in Berlin oder waren Einzelanfertigungen. Die erforderliche Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen der DDR glich einem Wunder in dieser Zeit. Entspre-

chend der Richtlinien und Vorschriften gab es sogar eine „Standleitung“ der Sicherheitsanlage zur Volkspolizei.⁵⁶

1980 übernahm die Pfarrei Wechselburg von der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde Penig die inzwischen völlig verwahrloste Ägidienkirche in Altpenig. Die Nutzungsgeschichte und Baugestalt der 1157 erstmals urkundlich erwähnten romanischen Saalkirche weist viele Parallelen zur Wilsdruffer Jakobikirche auf. Er ließ die jetzt von der Wechselburger Pfarrei aus geistlich betreute Kirche in Penig denkmalgerecht herrichten, um dort wieder Gottesdienste feiern zu können. 1983 war auch der Baubeginn für den Neubau eines Pfarrhauses und Kirchgemeindezentrums nördlich des spätgotischen Torhauses⁵⁷. Wechselburg war inzwischen ein Zentrum mit großer geistlicher Ausstrahlung geworden und der Neubau war nötig, um vor allem die anlässlich der Wallfahrten auf mehrere tausend Personen angewachsene Zahl der Pilger beherbergen und betreuen zu können. Der Baugrund wurde durch Grundstückstausch vom Bürgermeister der Gemeinde Wechselburg zur Verfügung gestellt und die Baugenehmigung „für eine Toilettenanlage“ durch die Staatliche Bauaufsicht des Kreises Rochlitz erteilt. Staatliche Baukapazitäten konnten nicht zur Verfügung gestellt werden – das war eine Bedingung der Baugenehmigung – so dass der Bau allein durch eine eigens dafür gegründete Bauhütte⁵⁸ und in Feierabendarbeit bewältigt werden musste. 1990 fand die Einweihung statt.

Schon seit Längerem hatte man mit großer Sorge den zunehmenden Verfall der Dachtragwerke der Kirche beobachtet. Durch chemische Reaktionen mit einem wahrscheinlich unsachgemäß aufgetragenen Holzschutzmittel in den 1970er Jahren und den Schwefeldioxid-Emissionen des unmittelbar benachbarten Heizhauses des Krankenhauses kam es zu einer holzerstörenden „Mazeration“ – dem sukzessiven Abbau der Zellulosefaser im Balkenwerk der Dächer.⁵⁹ Es war eines der ersten groß angelegten Förderprogramme der Bundesregierung nach der deutschen Wiedervereinigung, die Dachwerke der Kirche statisch zu ertüchtigen. Dieser Maßnahme schloss sich die Restaurierung der Kirche innen und außen streng nach den Befunden an: Außen wurde das ursprüngliche Bild der pietra-rasa-Verputztechnik der Romanik mit der charakteristischen Abfärbung wieder hergestellt, innen erfolgte die Erneuerung der Wand- und Gewölbeverputze, der farbigen Raumfassung und der konstruktiven Erneuerung des Radfensters im Westriegel. Nach über zehnjähriger Restaurierungszeit wurden 2002 die Arbeiten mit der Reinigung des Lettners und der Korrektur der im 19. und 20. Jahrhundert veränderten Geometrie des Triumphkreuzes abgeschlossen.⁶⁰ Die Wechselburger Stiftskirche ist seit 2018 die einzige Kirche im Bistum Dresden-Meißen, die den päpstlichen Ehrentitel „Basilica minor“ trägt.

Mit der Verlegung des Bischofssitzes von Bautzen nach Dresden 1979/1980 unter Bischof Gerhard



Dresden, Kathedrale, Plan zum Bau einer Unterkirche, Entwurf Architekt Günter Donath, 1987
Archiv Dombauhütte

Schaffran (1912–1996) wurde nicht nur der Name des Bistums in Dresden-Meißen geändert, sondern auch die Katholische Hofkirche SS. Trinitatis in Dresden in den Rang einer Kathedrale erhoben; der damit nachrangig gewordene und bisher gemeinsam mit der Evangelisch-Lutherischen Domgemeinde St. Petri als Simultankirche genutzte Bautzener Dom wird seitdem als Konkathedrale geführt. Aber es gab einen Nachteil: Die Kathedrale gehörte nicht dem Bistum, sondern war ihm nur zur Nutzung überlassen. Mit der Konversion des Kurfürsten Friedrich August I. (1670–1733) zum katholischen Glauben 1697 begann dieser alsbald, in dem rein protestantischen Land der katholischen Kirche eine Existenz- und Wirkungsmöglichkeit zu eröffnen. So wurde nicht nur 1699 ein Hofgottesdienst eingeführt, sondern es wurden auch an anderen Orten geistliche Stellen begründet. 1743 wurde das Apostolische Vikariat in Sachsen eingerichtet und 1827 formell durch königliches Mandat bestätigt. Gaetano Chiaveris Bau der Katholischen Hofkirche von 1738 bis 1751 wurde auf landesherrlichem Grund und Boden aufgeführt und der katholischen Kirche zur dauerhaften Nut-

zung übertragen. 1831 wurde schließlich vertraglich die Bau- und Unterhaltungspflicht durch den Staat geregelt.

Die Novemberrevolution beendete 1918 die Herrschaft der regierenden Fürstenhäuser in Deutschland. Diese sahen sich gezwungen abzudanken, taten dies angesichts der neuen politischen Gesamtsituation freiwillig oder wurden gegen ihren Willen entmacht. Ihr Vermögen wurde beschlagnahmt. Das immerwährende und unablösbare Nutzungsrecht für die Katholiken hingegen wurde nicht nur im Fürstenabfindungsvertrag von 1924, weiter 1929 im Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Freistaat Sachsen, sondern auch im Reichskonkordat 1933 erneut festgeschrieben – nicht als Rechtsgeschäft, sondern durch „Sukzession galten die drei Attribute: unentgeltlich, unkündbar und unbefristet“⁶¹ weiter. Daran änderte auch das Ende des Zweiten Weltkriegs nichts. Das Land Sachsen blieb bau- und unterhaltungspflichtiger Eigentümer, der das inzwischen kriegszerstörte Kirchengebäude für die gottesdienstliche Nutzung wieder herzurichten hatte. Nach der Auflösung der Länder rückte automa-

Dresden, Kathedrale, Blick in den 1999 erneuerten Innenraum



- 61 Freundliche Mitteilung von Ordinariatsrat i. R. Christoph Pöttsch, Dresden
- 62 Eberhard Hempel/Fritz Löffler: Die Katholische Hofkirche zu Dresden. Berlin 1983.
- 63 Vorplanungen: Prof. Dr. Günter Rickenstorff, Dresden, Architekt Günter Donath mit Bauingenieur Ulrich Mütter, Binz. Geplant war, die Rabitzdecke von oben mit Torkretbeton zu stabilisieren und als „verlorene Schalung“ des neuen Gewölbes zu nutzen. Gestaltung der Decke nach Vorlagen in Chiaveris Zinkguss-Modell in der Villa Massimo, Rom: Arbeitsgruppe der Architekten H. Bollow, Hans-Joachim Blödown, Lothar Gonschor, D. Zuber unter Leitung von Heinrich Magirius, alle Dresden.
- 64 Entwurf und Planung: Architekt Günter Donath, Statik: Dipl.-Ing. Peter Braesecke, Dresden, Baudurchführung 1985-1990 Bergsicherung Freital, Fachbauleitung Dipl.-Ing. Schreiter, Pirna.

Haus der Kathedrale Dresden, ehemals Kanzleihaus, Ansicht aus dem Stallhof Wikimedia



tisch der Rat des Bezirkes Dresden in diese Funktion, die er schnellstmöglich der Stadt Dresden „aufhalste“. Dieses Rechtskonstrukt war zu keiner Zeit durch den sozialistischen Staat in Frage gestellt worden. Zwar konnten bereits 1947 unter Propst Willibrord Sprentzel (1892–1978; er war 25 Jahre Propst an dieser Kirche) die Wiederherstellungsarbeiten des linken Seitenschiffs so weit geführt werden, dass es wieder kirchlich genutzt werden konnte. Die Baumaßnahmen wurden bis 1965 durch die Zwingerbauhütte weitergeführt, danach übernahm das Institut für Denkmalpflege die Bauleitung. Die Mittel kamen zuerst vom Rat der Stadt Dresden, dann anteilig aus dem Fond für denkmalwerte Bauten des Ministeriums für Kultur sowie vom Bistum. Soweit Material aus Westdeutschland (Kupferdeckung der Dächer,

Rabitzdecke) und Italien (Marmorfußboden) kam, stifteten weite Kreise der katholischen Kirche die Mittel.⁶² Angesichts der verheerenden Situation der Bauwirtschaft in der ihrem Ende entgegentaumelnden DDR waren die Verantwortlichen seitens der Stadt Dresden aber hoch erfreut, als ihnen Generalvikar Hermann Joseph Weisbender 1982 anbot, eine kircheneigene Dombauhütte zu gründen und nun selbst die Bau-erhaltung zu übernehmen. Schon zu Chiaveris Zeiten waren Zweifel an der Tragfähigkeit der Gewölbe des Mittelschiffs laut geworden. Die durch die Bombentreffer schief gestellten Pfeiler und Hochschiffwände hatten seinerzeit eine Wiedereinwölbung des Hochschiffes in weite Ferne rücken lassen, so dass es nur zum Bau einer abgehängten Rabitzdecke kam. Weisbender sah die Aufgabe der Bauhütte neben vielen anderen Punkten der Werterhaltungs- und Pflegemaßnahmen an der Hofkirche (u. a. wurden mehrere der im Krieg zerstörten Skulpturen von Lorenzo Mattioli der Hochschiffbalustraden nach Vorlagen bildhauerisch wieder neu geschaffen oder restauriert, die Hofkirche erhielt eine neue Beleuchtung und neue Kirchenbänke, die Restaurierung des Prospekts der Silbermann-Orgel und der Permoser-Kanzel wurde abgeschlossen) nun vor allem darin, die Wiedereinwölbung zu planen⁶³ und zum anderen eine Bischöfliche Grablege und unter dem Mittelschiff eine Unterkirche zu bauen, in der neben einem Synoden-Tagungsraum auch funktionale Nebenräume wie Platz für die Trafostation oder Toiletten unterzubringen waren. Diese waren bis dahin in Einbauten zwischen den Pfeilern untergebracht, verstellten aber die Durchgänge im Hauptgeschoss. Zudem verunklarten sie damit Chiaveris Idee der Prozessionswege im Inneren der Kirche und das optische „Ineinanderfließen“ der Raumvolumen der Eckkapellen zum Umgang und zum Kirchenraum. 1985 übernahm der Ingenieur Erich Iltgen (bis 1988, dann Bauamtsleiter im Bischöflichen Ordinariat bis 1990) die Leitung der Bauhütte und trieb energisch die Planungen voran. Während der Bau der Bischofsgruft im Bereich des Hochaltars und der Unterkirche mit ihrem Stahlbeton-Faltwerk, das bergmännisch „aufgefahren“ wurde, vollendet werden konnte⁶⁴, gerieten die Überlegungen zur Wiedereinwölbung immer wieder ins Stocken, bis schließlich die Friedliche Revolution andere Grundlagen schuf und der wieder erstandene Freistaat mit seinem Staatshochbauamt dies als seine Aufgabe als Eigentümer ansah und selbst zu Ende führte. Mit der Wiederherstellung dieser „Normalität“ in der Verteilung der Baupflichten zu Beginn der 1990er Jahre verlor auch die Dombauhütte ihre seinerzeit ersatzweise geschaffene Existenzberechtigung.

Bis zum zerstörerischen 13. Februar 1945 befand sich in der Dresdner Schlossstraße das „Frau Mutter- oder Geistliches Haus“ genannte Gebäude. Hier befanden sich neben den Dienstwohnun-

gen der Hofarchitekten und katholischen Hofgeistlichen auch die Gardemeubleverwaltung. Berühmtester Bewohner des mit dem Fraumutterhaus unmittelbar verbundenen Hoffmannsegg'schen Hauses war sicher der Baumeister Matthäus Daniel Pöppelmann (1662–1736), an den heute eine im Jahr 2011 vom Dresdner Bildhauer Sven Schubert nach alten Vorlagen wiedererschaffene Freiplastik an der Fassade erinnert.

Nach der Erhebung der früheren Katholischen Hofkirche zur Kathedrale des Bistums Dresden-Meißen wurde schnell klar, dass es an nahegelegenen Verwaltungsräumen fehlte. Mit dem in den 1980er Jahren erfolgten Neubau eines Dompfarramtes in der Schweriner Straße konnte aber nur bedingt Abhilfe geschaffen werden. Bereits im Mai 1990 wurden deshalb seitens des Bischöflichen Ordinariats erste Gespräche mit den Verantwortlichen bei der Stadt Dresden und dem Koordinierungsausschuss des künftigen Freistaates Sachsen geführt, wie ein rascher Wiederaufbau der Geistlichen Häuser auf der in der Nähe der Kathedrale gelegenen Schloss-Straße möglich werden könnte. Da ein Baurecht auf der Grundlage eines rechtsgültigen Bebauungsplans für das Altstadtgebiet Schlossstraße/Sporergasse/Kanzleigässchen nicht existierte, gingen nun die Planungen in Richtung des Tausches mit einem geeigneten Grundstück, bei dem sofort Baurecht bestehen würde. Dieses wurde nach mehreren Anläufen mit der Ruine des Kanzleihauses am Stallhof gefunden. Der Verfasser war im Auftrag des Generalvikars Georg Hanke (1928–2001) und des damaligen Bauamtsleiter Ordinariatsrat Erich Iltgen bei den Gesprächen zugegen und entwarf die Vorplanung in enger Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege Sachsen in Dresden. 1994 überließ der wiedergegründete Freistaat Sachsen der katholischen Kirche des Baugrundstück des Kanzleihauses als Ersatz für das ehemalige Geistliche Haus in der Schlossstraße.

Der 1565 bis 1567 nach Plänen des Baumeisters Hans Irmisch (1526–1597) errichtete Verwaltungsbau diente einst der kurfürstlichen Kanzlei.⁶⁵ Bis zu einem Umbau in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wies der Renaissancebau einen reichen Sgraffitoschmuck des italienischen Malers Benedikt Tola (1525–1572) auf. Infolge der Luftangriffe auf Dresden wurde dieser älteste Verwaltungsbau der Stadt im Februar 1945 stark beschädigt und brannte aus. Die Gebäudereste wurden 1961 größtenteils abgerissen; nur mit der zum Johanneum hinweisenden Nordostecke und im Keller des Westflügels blieb noch bauzeitliche Bausubstanz erhalten. 1995 begannen die Planungen und von 1996 bis 1999 wurde Dresdens ältester Verwaltungsbau nun als das „Haus der Kathedrale“ und damit als zentrales Haus der Dresdner Katholiken unter Einbeziehung vorhandener Reste rekonstruiert.⁶⁶ Die Baukosten betragen 24 Millionen DM, von denen der Freistaat Sachsen 19 Millionen DM übernahm. Jenes Geld ent-



stammt einer Ausgleichszahlung, die für die Übernahme des früheren Geistlichen Hauses erfolgte. Die Einweihung erfolgte 19 Jahre nach der Verlegung des Sitzes des Bistums am 25. März 1999, dem Fest Mariä Verkündigung, durch Bischof Joachim Reinelt. Das neue Gebäude beherbergt Veranstaltungsräume für das Bistum, den Sitz des Bischofs, den Sitz des Domkapitels sowie das Gemeindezentrum der Dompfarrei und das CathedralForum. Im Erdgeschoss befand sich die St.-Benno-Buchhandlung. Mit den hier angesiedelten Institutionen und Veranstaltungsräumen war ein lebendiges Zentrum der katholischen Christen inmitten der Großstadt geschaffen worden.

Dass haustechnische Installationen nach 20 Jahren verschleifen und sich in unserer rasant entwickelnden Zeit ständig verbesserte Lösungen für deren Austausch ergeben, ist sicher jedem einleuchtend. Aus der Sicht des Verfassers ist es jedoch nicht nachzuvollziehen, weshalb man in jüngster Zeit durch unsensible Eingriffe in den Bau dabei die „innere Wahrheit“ des historischen Gebäudes zerstören musste und durch einen gesichtslosen Ersatz damit seine geschichtliche Entwicklung für immer unkenntlich macht! Opfer der Veränderungen war auch die traditionsreiche St.-Benno-Buchhandlung.⁶⁷

Als Teil des prächtigen Moritzburger Jagdschlusses der sächsischen Fürsten wurde 1661 bis 1672 die Moritzburger Schlosskapelle unter Herrschaft des Kurfürsten Johann Georg II. (1613–1680) erbaut. Die Pläne stammten vom Baumeister Wolf Caspar von Klengel (1630–1691). 1697 trat August der Starke zum katholischen Glauben über und wurde König von Polen, womit sich das Bedürfnis nach einem katholischen Gotteshaus ergab. Zudem drängte „Rom“, endlich ein sichtbares Zeichen für die Konversion zu setzen. Nachdem die Entscheidung auf Moritzburg gefallen war, erhielt die ehemals protestantische Schlosskapelle zu Weihnachten 1699 im Rahmen eines Gottes-

Schloss Moritzburg, Schlosskapelle, Blick von der unteren, ursprünglich zweigeteilten „Cavaliers-Empore“ in Richtung Altar, links die Kanzel, rechts der Heerespaukerstand, 2010
Foto: Jürgen Karpinski, Dresden

65 Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Hrsg.): Das Residenzschloss zu Dresden. Bd 2: Die Schlossanlage und ihre frühbarocke Um- und Ausgestaltung, Petersberg 2019.

66 Günter Donath: Zur Authentizität der Fassaden und der Baugestalt des wieder aufgebauten Kanzleihaus in Dresden, in: Denkmalpflege in Sachsen. Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege 1999, S. 64-79.

67 Tomas Gärtner: Aus nach 65 Jahren. Dresdner St.-Benno-Buchhandlung schließt, in: Dresdner Neueste Nachrichten vom 23. Oktober 2020.

- 68 Freundlicher Hinweis von Ordinariatsrat i. R. Christoph Pötzsch, Dresden.
- 69 Planung und Bauleitung Architekt Günter Donath, restauratorische Leitung Gunter Hermann, Radebeul (1938–2019).
- 70 Baupfleger Güttler, Sosa.
- 71 Planung und Bauleitung Architekt Günter Donath, Wilsdruff, Leitung der Restaurierung Restaurator Gregor Richert, Chemnitz.

dienstes die katholische Weihe. Damit wurde der erste katholische Gottesdienst auf dem Bistumsgebiet nach der Reformation gefeiert. 1723 bis 1733 wurden unter Leitung von Matthäus Daniel Pöppelmann die Pläne zum Umbau des Schlosses verwirklicht. Das Schloss erhielt dabei sein heute bekanntes Erscheinungsbild; die ältere Schlosskapelle wurde unverändert unter geschickter Korrektur der Raumachsen in den Neubau integriert. Nach dem Sturz der Monarchie infolge des Ersten Weltkriegs musste der Umgang mit dem Vermögen der Fürstenhäuser neu geregelt werden. Der 1924 abgeschlossene Ausgleichsvertrag mit dem vormaligen sächsischen Königshaus regelte, dass Schloss Moritzburg an den Verein Haus Wettin Albertinischer Linie fiel. Seitdem nutzte Prinz Ernst Heinrich von Sachsen (1896–1971) das Schloss als Wohnsitz. In den Jahren 1946 bis 1949 erfolgte – soweit die Plünderungen und Wirren der Nachkriegszeit noch etwas übriggelassen hatten – die Einrichtung eines Barock-Museums in einigen Räumen des Schlosses. Die Schlosskapelle, mit edler Stuck- und Sandsteindekoration, Deckengemälden, Altaraufbau und einer Fürstenloge kostbar ausgestattet, gehörte aber nicht dazu und verfiel immer mehr. Tauben flogen durch defekte Fensterscheiben in der Kapelle ein und aus und nisteten im Aufbau des Hochaltars. Die wertvollen Vogelfedertapeten lagen aufgerollt und verdreckt auf der obersten Empore. Die Fensterscheiben der zur Kapelle hin verglasten mittleren Empore, über die der Besucherrundgang führte, waren mit Papier so abgeklebt, dass niemand von außen den jämmerlichen Zustand im Inneren der Kapelle sehen konnte. Als 1983 bekannt wurde, dass für die bis dahin immer mehr verfallende Schlosskapelle das museale Konzept einer Jagdwaffenausstellung erstellt wurde, war wohl das Maß voll. Generalvikar Weisbender erreichte über Verhandlungen –

zuerst über den zuständigen Staatssekretär für Kirchenfragen, später dann wohl unter Umgehung dieser Stelle durch Gespräche zwischen dem Vatikan und dem Zentralkomitee der SED – dass dieser für die Geschichte so wichtige Ort der katholischen Kirche zurückzugeben sei, um sie künftig der katholischen Kirche als Gottesdienststätte zur Verfügung zu stellen. Er nahm dabei Bezug auf die seit der Barockzeit in ununterbrochener rechtlicher Lage dem Bistum zustehenden Nutzungsrechte, wie sie analog auch für die Dresdner Hofkirche, die Schlosskapellen in Pillnitz oder in Hubertusburg bestehen.⁶⁸ Die Bedeutung und die Schwierigkeit einer solchen Verhandlung sind aus heutiger Sicht nicht mehr angemessen zu würdigen. Bis die Verweise auf die wahre und geschichtlich begründete Rechts-situation und die erzielte Übereinkunft von „ganz oben“ bis zu den Subalternen beim Rat des Bezirkes Dresden „durchgestellt“ waren, verging ein weiteres Jahr, das aber für die Erstellung von Aufmaßen und für die Sanierungsplanung sinnvoll genutzt werden konnte. Im Zeitraum 1985 bis 1989 wurde dann die Schlosskapelle aufwendig restauriert. Bedingung war, dass das Bistum die Restaurierung vollständig selbst finanzieren und ohne Inanspruchnahme staatlicher Baukapazitäten durchführen musste.⁶⁹ Unglaublich kompliziert war die Sanierung der Gewölbedecke, einem gekrümmten Bogentragwerk aus Bohlen-Lamellen, an die von unten Bretter genagelt waren, deren Schilfrohrbespannung verputzt waren. Auf dem Putz war das Deckengemälde in Seccomalerei aufgetragen. Dieses Gemälde war durch und durch entlang der Brettstöße gerissen. Die Ursache für die Risse waren durch den Überschallknall der russischen Düsenjäger des nahe gelegenen Fliegerhorsts Großenhain hervorgerufene Erschütterungen. Hinzu kam, dass die umlaufenden Holzringbalken, auf dem das Holzgewölbe der Decke ruhte, durch Hausschwammbefall weggefault waren. Das Tragwerk schwingungsfrei zu „entkoppeln“ und die Ringankerwirkung durch stückweisen Austausch der tief im Mauerwerk der Kapellenwände verwahrten Balken wieder herzustellen, war eine Aufgabe, die durch die Spezialisten der eigens für diesen Zweck gegründeten Bauhütte gelöst werden musste. Ein Problem war aber, dass die hochmotivierten Mitarbeiter der Bauhütte fast alle Antragsteller auf Ausreise aus der DDR waren und im Prinzip auf gepackten Kisten saßen, also jederzeit ausfallen konnten. Nicht anders erging es der „Malergruppe“, die aus verschiedenen freiberuflichen Künstlern und Restauratoren für die verschiedensten Aufgaben zusammenstellt worden war. Im August 1989 wurde mit einem Festgottesdienst durch Bischof Joachim Reinelt die Kapelle der Pfarrei St. Trinitatis in Moritzburg zur Nutzung übergeben. Seit 1993 wird die romanische Marienkirche in Stollberg als katholisches Gotteshaus genutzt. Die

Stollberg, röm.-kath. St. Marienkirche, Blick in die zweischiffige Halle und das Chorpolygon, 1996
Foto: Günter Donath



Saalkirche am westlichen Ende der Stadt wurde im 13. Jahrhundert erbaut und im 14. Jahrhundert mit einem gotischen Chor versehen. In spätgotischer Zeit wurde der rechteckige Saalraum der Kirche überwölbt, so dass daraus eine zweischiffige Halle entstand. Zahlreiche Abfolgen von Farbfassungen des Raumes belegen eine ununterbrochene kirchliche Nutzung bis zur Reformation. Obwohl man sie ab und an noch als Begräbniskirche nutzte, war die Kirche danach dem Verfall preisgegeben. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie zur Heldengedächtniskirche für die Kriegsoffer umgestaltet. Die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene katholische Diasporagemeinde konnte St. Marien interimistisch nutzen, bis auch hier der immer bedrohlicher werdende Bauzustand der Nutzung ein Ende setzte. 1980 bis 1986 wurde durch die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Stollberg und die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens die bauliche Hülle teilweise gesichert.⁷⁰ Da es aber für die evangelische Kirchengemeinde keine Möglichkeit gab, die Marienkirche ständig gottesdienstlich zu nutzen, bot der Generalvikar des Bistums Dresden-Meißen dem Stollberger Superintendenten an, die Kirche zu übernehmen und zu restaurieren. Die Gespräche der Kirchenleitungen unter Beteiligung des Beauftragten für Kirchenfragen beim Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt zogen sich hin. 1987 konnte dann die katholische Gemeinde als neuer Rechtsträger St. Marien erwerben. 1990 begann eine tiefgreifende Sicherung und Restaurierung des Bauwerks.⁷¹ Das Gewölbe wurde gesichert, das Dach erneut repariert und bei der „Sanierung“ in den 1980er Jahren nicht gründlich beseitigte Balken mit Befall von Echtem Hauschwamm ausgetauscht. An der Nordseite wurde ein kleiner Anbau eingefügt, der die Heizzentrale und die neue Sakristei aufnehmen konnte. Der Baukörper fügt sich nahezu „unsichtbar“ zwischen die Strebeböden des Langhauses ein. Im März 1993 wurde die St. Marienkirche durch Bischof Joachim Reinelt wiedergeweiht. Anlässlich des nachfolgenden Festaktes im Rathaus der Stadt überreichte der Bürgermeister den Beschluss des Stadtrates, das der Marienkirche benachbarte Grundstück der katholischen Pfarrgemeinde zur Bebauung mit einem Gemeindezentrum zur Verfügung zu stellen.

Fazit

Die Entwicklung des Sakralbaus auf dem Gebiet des Bistums Dresden-Meißen kann man an Hand von vier Phasen gut nachvollziehen. Den schwierigen Anfängen mit den Behelfsbauten folgten Kirchenneubauten und Umbauten von folgen genutzten Gebäuden. Durch die mit dem Staat vereinbarten devisenfinanzierten Bauprogramme konnten sich neu erbaute Kirchen vor allem innerstädtisch und in den neuen Wohngebieten etablieren. Nach der deutschen Wiedervereinigung ging man daran, Behelfsbauten durch Neu-

bauten zu ersetzen und eine tiefgreifende Werterhaltung zu organisieren. Es würde aber bei Weitem den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wollte man alle in dem genannten Zeitraum von 1945 bis zu Beginn der 1990er Jahre im Bistum entstandenen Kirchenbauten lückenlos aufzählen. Es konnten nur die aus der Sicht des Verfassers ausgewählten wichtigsten Vorhaben vorgestellt werden, in denen man einen gewissen „Modellfall“ sehen kann.

Unberücksichtigt geblieben sind auch die zahlreichen Kapellenbauten im Bereich der Diözesan-Caritas. Ihnen allen ist aber eines zu eigen: sie hätten nicht entstehen können, wenn es nicht Menschen gegeben hätte, denen das „Bauen zur Ehre Gottes“ ein Herzensanliegen war, das stärker war als alle Restriktionen des Staates. Mit Unterstützung unzähliger Freiwilliger in den Pfarreien und Kirchengemeinden, trickreichen „Organisierern“ mitunter unmöglich beschaffbarer Baumaterialien sowie durch die große finanzielle und materielle Unterstützung durch Sponsoren, Hilfswerke und Bistümer in den alten Bundesländern hätte dieses gewaltige Werk nicht gelingen können. Vor diesem sicheren Halt und wohl wissend, dass sie sich in einer geschützten Nische in dieser Gesellschaft bewegen, hat sich in den beiden Bauämtern der Kirche, der Caritas und des Bischöflichen Ordinariats, eine Zahl von Bauingenieuren und Architekten mit den verschiedensten konfessionellen Hintergründen in guter ökumenischer Verbundenheit zum Planen und Bauen zusammengefunden. Alle waren geeint vom Wissen, dass es eine Gnade ist, für Gott zu bauen. So eine „Werkgemeinschaft“ hat der Verfasser nur noch bei der Europäischen Vereinigung der Dombaumeister wiedergefunden.

Wenn auch die katholischen Baubeauftragten in Sachsen nicht auf den reichen Bestand historischer Bauten zurückgreifen konnten, wie es bei der evangelischen Kirche der Fall war, und man in den meisten Fällen gleichsam „bei Null“ anfangen musste, so sind doch Gebäude von hoher architektonischer Qualität entstanden – ganz abgesehen von den wiederhergestellten Höhepunkten in der Denkmallandschaft Sachsens – die bei Weitem nicht beliebige Mehrzweckräume darstellen. Sie werden nicht allein funktional wahrgenommen, sondern ebenso sinnlich-ästhetisch und mit persönlichen Bezügen und Anfragen. Geheiligt werden die Kirchenräume allein im Ereignis der Gottesdienste in Wort, Verkündigung, Gebet und Sakrament. Mit ihrer charakteristischen Architektursprache laden sie ein, hier Gott zu begegnen. Und sie fallen auf, und nicht mehr ein!

Und was ist aus der kleinen romanischen Kirche vom Beginn dieses Aufsatzes geworden? Sie dient heute als ökumenisch betreute Autobahnkirche jährlich tausenden von Menschen als Ort der Gottesbegegnung, zum „Auftanken“ der Seele.

Autor

Günter Donath
Meißner Dombaumeister i. R.
Wilsdruff